

Tischrede von Dr. Jana Kleibert, Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung

Liebe Zuhörerinnen,

heute möchte ich über Frieden als die Überwindung von sichtbaren und unsichtbaren Grenzen sprechen.

Wir befinden uns in einer Zeit, in der Grenzen wieder wichtiger werden. Nach dem die Globalisierung den Abbau von Grenzen (vor allem für den Welthandel) vorangetrieben hat, sehen wir jetzt wie sich Grenzen zwischen Ländern erhärten, Mauern gebaut, Zäune hochgezogen und befestigt werden. Grenzen zwischen Menschen, basierend auf ihrer geographischen Herkunft werden medial thematisiert und dramatisiert: zwischen Geflüchteten und „Deutschen“, zwischen Mexikanern und US-Amerikanern, zwischen Briten und Europäern.

Mein längerer Aufenthalt in Großbritannien hat mir kürzlich wieder gezeigt, wie auch bei aller Unklarheit über die Konditionen des Brexit, bereits jetzt Grenzen zwischen Menschen gezogen werden. Und neu verhandelt wird, wer dazu gehört und wer um seinen Status bangen muss. Wachsende Ungleichheit ist also nicht nur das Resultat wirtschaftliche Globalisierung, sondern auch, und vor allem populistischer Politik. Diese drängt auf die Exklusion bestimmter Gruppen und Individuen auf Basis von Nationalität, Ethnizität und Geschlecht, häufig in Kombination. Grenzen markieren nicht nur die auf Karten gezeichneten Linien die Nationalstaaten umgeben, sondern auch Grenzen in unseren Köpfen. Wer darf sich wo aufhalten? Wer gehört dazu? Und welche Begrenzungen umgeben uns?

Viele Frauen meiner Generation – der *Generation Y*, also geboren zwischen 1980 und dem Jahr 2000, sind mit der Verflüssigung von Grenzen aufgewachsen. Der fortschreitende Abbau von Grenzen schien uns selbstverständlich. Wir Frauen der Generation Ypsilon hielten zumeist zwei Dinge für unser weiteres Leben garantiert:

Erstens, waren wir uns sicher, dass die Welt immer weiter zusammenwachsen würde, während wir sahen wie die Grenzposten innerhalb der europäischen Union abgebaut wurden. Wir waren uns sicher, dass sich Frieden langsam aber sicher ausbreiten würde und dass das „Ende der Geschichte“ mit dem Ende des kalten Krieges eingeläutet wäre.

Zweitens, waren wir uns sicher, dass die Begrenzungen für Frauen im Arbeitsleben aufgehoben waren und Gleichberechtigung von Männern und Frauen bestünde. Wir waren uns sicher, dass Feminismus eher *out* war. Frauen früherer Generationen für unsere Rechte gekämpft hatten, sie hatten viel erreicht. Die Begrenzungen waren weitgehend überwunden. Sicher, viele unserer Mütter hatten mehr Zeit in die Kindererziehung gesteckt als in ihre

berufliche Selbstverwirklichung, aber sie waren es, die uns versicherten, ALLES werden zu können, wenn wir nur wollten.

Unser fast grenzenloser Optimismus und der feste Glaube daran, dass es immer so weiterginge, ist retrospektiv eher grenzenlos naiv gewesen. Wir haben uns getäuscht. Oder wir wurden getäuscht, so ganz klar ist das auch im Rückblick noch nicht, die Erkenntnis tut jedenfalls weh. Vielleicht schmerzt es uns sogar ganz besonders, weil wir überrascht sind, von den Schranken und Grenzen, die sich auf einmal vor uns auftürmen.

Meine Freundinnen und ich wuchsen auf in einer Zeit, in der es vor allem darum ging, den Nationalismus, notfalls symbolisch, zu überwinden. Die Linien des kalten Krieges waren nur noch auf alten Atlanten in unserer Schule zu finden. Wir spielten „Volleyballturniere gegen Rassismus“, lernten Sprachen, reisten mit Interrail quer durch Europa, gingen zum Studium ins Ausland und mussten, seit dem Euro, an immer weniger Grenzen Geld umtauschen. Die europäische Union wuchs auf mit uns und wurde zu einem besonderen Projekt der Hoffnung. Wir studierten *European Studies*, europäische Kultur, europäische Politik, europäisches Recht – wir lernten Paragraphen in Verträgen, die nie in Kraft traten, wir lernten die Beitrittsbedingungen und freuten uns über zehn neue Mitgliedsstaaten. Verwundert stellten wir vor zwei Jahren fest, dass keine von uns die Austrittsklauseln kannte. Die Frage hatte sich, wie selbstverständlich, nicht gestellt.

Die Auflösung der zweiten Selbstverständlichkeit, der Gleichberechtigung, ist subtiler als bewaffnete Grenzanlagen und ist etwas, dass sich länger erfolgreich übersehen (oder verdrängen) lässt. Aber die gläsernen Grenzen auf dem Arbeitsmarkt, an denen meine Freundinnen und ich uns zunehmend die Köpfe stoßen, sind spürbar. In der Wissenschaft sind nur 15 % der Professuren von Frauen besetzt, obwohl mehr Frauen als Männer studieren. Das frappierende ist: an diesen Zahlen hat sich in den letzten Jahren nur sehr, sehr wenig geändert.

Wie wichtig Rollenvorbilder sind, ist mir selbst erst im letzten Jahr als Vertretungsprofessorin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main in Gesprächen mit Studentinnen so richtig bewusst geworden. Rollenvorbilder können einen Beitrag leisten, die Grenzen im Kopf zu verschieben. Und andere Antworten zu geben, darauf, wer wohin gehört und wer was machen kann. Aber es reicht nicht, Mädchen „*Good Night Stories for Rebel Girls*“ vorzulesen. Die großartigen neuen Gute-Nacht-Geschichten, sind keine Märchen von abwartenden, zaudernden und meist stummen Prinzessinnen, sondern Geschichten über starke Frauen, auch aus der Wissenschaft. Aber was passiert mit all den jungen Frauen, die glauben alles erreichen zu können, und die sich doch immer wieder den Kopf an einer gläsernen Decke stoßen, die hunderte Versionen von *#metoo* erzählen können von dem Versuch höhere Positionen in einer männerdominierten Branche zu erreichen?

Die Feministinnen meiner Generation sind vor allem eins: wütend. Laurie Penny in „Fleischmarkt“ und auch Margarete Stokowski mit „Untenrum frei“, beide 1986 geboren, zeigen schonungslos die Mechanismen sexueller Unterdrückung und Gewalt auf. Auch wenn sie andere Themen behandeln als wir heute Abend, rührt die Wut, meiner Meinung nach, auch

aus einer Enttäuschung heraus. Auf den jahrelangen Glauben an gleiche Chancen und dass wir durch individuelle Anstrengung uns in der Gesellschaft verwirklichen können, folgt die ernüchternde Feststellung, dass es vor allem auch die festgefrorenen Machtstrukturen sind, die uns in unseren Positionen begrenzen.

Was folgt daraus? Wenn Errungenschaften wie Gleichberechtigung und der Abbau von Grenzen aufhören selbstverständlich zu sein, dann gibt es für uns viel zu tun.

Die Sozialwissenschaften, insbesondere die Globalisierungsforschung, können einen wichtigen Beitrag zum Verständnis von Gesellschaft und der Neuordnung von räumlichen und sozialen Beziehungen liefern. Die Aufgabe von Wissenschaftler*innen ist es, diese Erkenntnisse auch in die Gesellschaft zu tragen.

Für die Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, wird es darum gehen, Ungleichheit und Diskriminierung zu verringern und mehr Diversität in die höchsten Positionen zu bringen, von wo aus sie eine Strahlkraft als Rollenvorbilder entfalten.

Und für uns alle (auch heute Abend und hier), bleibt einiges zu tun, damit auch zukünftige Generationen wieder genauso optimistisch, wie meine Freundinnen und ich in den 90er Jahren, in eine grenzenlose Zukunft blicken.

Vielen Dank.